
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 115. Bromberg, den 23. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(42. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

12.

Der Doktor war dagewesen. Man müsse auf alles gefaßt sein. Auch der Pfarrer war dagewesen, aber da hatte Dag in Phantasien gelegen, so daß er wieder abfahren mußte, ohne mit ihm sprechen zu können; er würde später wiederkommen.

Adelheid hatte Even gebeten, sie sofort zu benachrichtigen, wenn der Alte wieder bei Besinnung sei, aber es wurde später Abend, ehe er bei ihr anklopfte. Sie war in Todesangst, es könne schon vorbei sein, und die Freude darüber, daß er wieder zu sich gekommen war, trieb ihr die Farbe ins Gesicht, als sie in die Schlafkammer hinunterging. Sie merkte, man hatte die Stube für ihren Besuch zurechtgemacht — deshalb mochte es so lange gedauert haben. Im Ofen brauste das Feuer, daß das Holz des Türrahmens krachte. Die Birkenscheite lagen ordentlich an der Wand aufgestapelt, und und es war sauber gefegt. Der Bettvorhang hing an den Schmalseiten und an der Türseite tief herunter; an der Fensterseite war er sorgfältig gerafft. Hier stand auch der Sessel, und am Kopfende der Nachttisch mit Licht, Wasserkrug und Glas. Die Medikamente waren weggeräumt. Das Bettzeug war glattgezogen, und Dag lehnte mit Kissen hinter Kopf und Rücken an der abgewandten Ecke der oberen Bettwand.

Adelheids Mutter war an einer Lungenentzündung gestorben; sie wußte daher, wie es Dag jetzt in Kopf und Brust bohren und wie erschöpft er vom Husten und Fieber sein mußte. Und doch war sein Wille so stark, daß alles in Ordnung sein sollte, wenn sie kam; und er wollte nicht valiegen und ruhen, was er gewiß nötig hatte, sondern so rüstig wie möglich dasitzen, als wenn keine ernste Gefahr bestünde. Even hatte ihn offenbar auch rasieren müssen; denn er war glatt und sauber. Das Haar war nicht gekämmt, sondern nur mit den Händen zurückgestrichen.

Sein Hemd war am Halse aufgeschlagen. Die Wangen glühten im Fieber, und das Gesicht trug die verwüstenden Spuren der Krankheit, doch lag eine sichere Ruhe darüber. Die eingesunkenen Augen wirkten dunkler als sonst, aber klar und voll Zuversicht.

„Du mußt sehen, daß du gesund wirst, aufstehen kannst und in die frische Luft kommst“, sagte Adelheid möglichst leichthin, als sie sich niedersetzte.

Vater Dag lehnte den Kopf gegen das oberste Kissen zurück und blickte fern an ihr vorbei. „Ich habe wohl bald alle frische Luft geatmet, die mir vom Leben bestimmt war“, entgegnete er.

Adelheid wußte nichts zu antworten, und es blieb lange still. Da knarrte das Bett, Vater Dag hob den Kopf und sagte mit seiner kräftigen Stimme, die noch im tiefen Ernst einen Unterton stillen Humors haben konnte: „Ein Mann sollte nicht in den Kissen sterben — er sollte mitten im Lebenswerk plötzlich umfallen . . .“ Und nach ein paar kurzen, raschen Atemzügen fuhr er fort: „Aber auch das mag seinen Sinn haben. Man hat Muße, über alles Gute nachzudenken, das einem der Herrgott gegönnt hat, und — an all das Gute, für das man sich nicht Zeit genommen hat . . .“

Hier wagte Adelheid ein vorsichtiges Wort einzuwerfen: „Du bist doch so sehr lange nicht mehr hart gewesen.“

„Ausreden finden wir immer“, sagte er, legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

Adelheid sah an den gepreßten Lippen und den zusammengezogenen Augenbrauen, daß wieder ein Anfall über ihn kam. Ein feuchter Glanz trat auf seine Stirn, und die Röte des Gesichts wurde dunkler. Der Atem ging kurz und keuchend, und dann kam der Husten. Adelheid kniff die Augen fest zu, aber die Tränen rannen ihr über das Gesicht. Es klang, als würde seine Brust vom tiefsten Grunde bis oben in die Kehle hinauf Zoll um Zoll aufgerissen. Nach dem, was ihre Mutter gesagt hatte, mußte er jetzt unsägliche Qualen leiden.

Alles nimmt ein Ende; im Bett wurde es still. Sein Kopf lehnte ausruhend in den Kissen. Der Mund stand halb offen, er rang kurz und keuchend nach Luft. Auf seinen Backenknochen lagen dunkelrote Flecke, und der Schweiß perlte von der Stirn und rann zu beiden Seiten herunter.

Adelheid spürte den innersten Drang, das Tuch vom Kissen zu nehmen und ihm die Stirn abzuwischen. Aber er hatte ja Even Steinrud zu seiner Bedienung kommen lassen — er wollte kein Weibergetue.

Vater Dags ruhige Stimme weckte sie wie aus tiefem Schlaf. „Die Krankheit muß schon hart zupacken, wenn sie einen Kerl wie mich unterkriegen will“, sagte er.

„Leg doch lieber den Kopf zurück und ruh dich aus“, bat sie mit weher Stimme.

Er zuckte schwerfällig die Achseln. „Die Zeit zum Ausruhen kommt — bald. Vielleicht ist dies der letzte Abend, an dem wir miteinander sprechen können.“

In Adelheid stieg das warme, wehe Gefühl vor dem Weinen bis in die Nasenwurzel hinauf; aber es stockte wieder — wie im Frost erstarrt. Der Tod dünkte sie so nahe, daß selbst Weinen sinnlos würde — so ganz anders nahe als am Sterbebett ihrer Mutter, ihrer Großmutter oder ihres Vaters. Sie fühlte sich selber mitten im Leben vom Tode umfangen, weil sie Vater Dag so bis ins Innerste kannte, wie nie jemanden aus ihrer eigenen Familie, und weil er ihr alles das gewesen war, was sie bei ihren eigenen Angehörigen nicht hatte finden können.

Vater Dags Stimme schreckte sie auf. „Eins beunruhigt mich noch, und das ist — Dag. Ich weiß nicht, was mit ihm los ist. Das mußt du herausbekommen. Er hat einen guten Kern, wenn er auch sehr tief drinnen zu sitzen scheint. Und noch eins: Sprich mit deiner Tante, wenn irgendetwas nicht stimmt. Sie ist ein verständiger Mensch.“

Seine Worte kamen so ruhig und selbstverständlich heraus, daß Adelheid sich wunderte, wie sie an den nahen Tod des Alten hatte glauben können. Nach dieser ersten unwillkürlichen Rückwirkung aber sammelten sich alle Gedanken um ihren Mann. Vater Dags Worte waren wie ein Lichtblick mitten in ihrem Dunkel. Sie war doch nicht ganz allein in der Welt, wenn er starb. Dag lebte wenigstens, noch wenn er ihr auch fern war. Sie war bescheiden geworden. Da durchfuhr sie ein Gedanke. „Hast du Dag benachrichtigt?" fragte sie.

„Ja", antwortete Vater Dag, „aber es ist fraglich, ob er noch zurechtkommt, ehe ich — weg bin. Wir trafen uns kürzlich eines Abends im Wald. Du mußt ihn von mir grüßen und ihm sagen, ich — hätte viel an ihn gedacht."

Das gab Adelheid zu denken. Sie hatte die beiden niemals miteinander sprechen sehen oder hören. Hatten sie sich nun zufällig getroffen, oder — hatte der Vater es herbeigeführt; und weshalb? Und hatten sie zusammen gesprochen — und was —, und waren sie in Feindschaft auseinander gegangen, da Vater Dag erst so spät nach ihm geschickt hatte, und — kam daher seine Unruhe wegen Dag? Schnell und lebhaft hatten sich Adelheids Gedanken vom Sterbebett fort ihrem eigenen Seelenkampf zugewendet — der Sorge um Dag.

Doch die Stimme des Alten riß sie wieder hart in die Gegenwart zurück: „Wenn ich begraben bin, sollt ihr keine eiserne Platte über mich decken. Namen und Buchstaben nützen nichts in der Ewigkeit. Laßt Gras und — Blumen dort wachsen, wo ich liege, und macht ein hölzernes Kreuz und setzt es ob drauf. Wenn das zerfällt, dann weiß niemand mehr etwas von mir. Das Holz dazu könnt ihr aus dem Wald hinter der nördlichen Umfriedung der Weideplätze holen, bei dem weißgrauen Stein; denn das war die letzte Stelle, an der ich gesessen und den Wald mir nahe gefühlt habe." Seine Stimme klang bei den letzten Worten ein ganz klein wenig unsicher, als Adelheid ihn aber ansah, blinkte nicht eine Spur von Feuchtigkeit in seinen Augen, sondern nur der starre Fieberglanz, und er saß mit der gleichen festen Haltung in den Kissen. Sie hatte erzählen hören, daß Bauernfrauen noch im Todeskampf Kleider und Schmuck unter ihre Töchter verteilen konnten — ruhig, wie eine alltägliche Beschäftigung. Daß aber Vater Dag, dessen Einstellung zum Tode sie kannte, in solcher Stunde an so etwas denken konnte — das schien ihr unfaßlich.

Während sie dasaß, fern von seiner Erscheinung und fern von dem Verständnis seines Wesens, kam ein Nachsatz zu dem, was er zuletzt gesagt hatte, wie ein Widerhall aus weiter, weiter Ferne: „Das Kreuz hat einen Sinn. Wir fassen es nur als Zeichen des Todes, und es ist doch das Zeichen des Lebens selber, vor, in und — nach dem Tode. Hast du je darüber nachgedacht?"

Adelheid mußte die Frage verneinen. Sie dachte in aller Weltlichkeit an das hölzerne Kreuz für sein Grab, und wie er selber für eine schwere Erzplatte auf Oberst von Galls Grab gesorgt hatte, mit Wappen und allerlei Zierat. Sie verstand nichts von seinen letzten Worten und überlegte, daß Sterbende oft sinnlos reden. Sie beugte sich aber den Nachttisch und hantierte mit der Lichtschere, daß die Kerze groß und hell aufleuchtete.

Vater Dag bekam einen neuen Hustenanfall, schlimmer als alle bisherigen. Er fiel danach in die Kissen zurück und blieb mit kurzem, fliegenden Atem liegen, als könnten seine Lungen keine Luft mehr fassen.

Adelheid stand lautlos auf. Sie hatte bei jedem Hustenstoß mit ihm gelitten. Sie nahm das Tuch vom Kissen, trocknete ihm wieder und wieder Stirn und Gesicht . . . Und in all ihrer Verzweiflung fand sie darin einen wärmenden Trost.

Ob er nun ohne Bewußtsein lag oder es bemerkt hatte, war jetzt gleichgültig. Nun hatte sie doch ein einziges Mal sein Gesicht berühren — ihm einen Liebesdienst erweisen dürfen.

Die Augen des Alten hatten ihren starken Glanz verloren. Grau sank herab, während sie mit ruhigem Blick das anmutige, schöne Menschenbild an seinem Bett umfaßten, es schien dunkler und dunkler zu werden, und sie konnten nur noch undeutlich eine menschliche Gestalt unterscheiden.

Er röchelte hohl und atmete, so tief die kranken Lungen es zuließen, und dann fand er Worte — so leise, daß Adelheid dahinter immerzu das Rieseln des Baches und das sanft verhauchende Sausen des Waldes vernehmen konnte: „Du hast mich vorhin trösten wollen, Adelheid — mit dem, was ich in den letzten Jahren Gutes getan oder — Böses unterlassen habe. Aber in einem langen Leben gibt es viel Gutes, das man versäumt, und viel Böses, das man getan hat. Das läßt sich weder bei mir noch bei anderen leugnen. Man kann sich mit dem besten Willen und Wissen bemühen, aber — man tut es immer aus seinen Lebensbedingungen heraus, wie sie geworden sind — in einem und um einen, aus dem menschlichen Trott heraus: alles Selbstsucht, Ablaß. Weiter kommt man nicht. Denn Verstand und Vorsicht stellen wir voran; und die reichen nicht weit — nicht über den Alltag hinaus. Irgendwo in unserem Innern ist etwas weit Stärkeres, aber der irdische Kram hat es tief in unsere Seele zurückgescheucht. Das ist die Gesinnung oder die Gefühlskraft, oder wie du es nun nennen willst. Das reicht viel weiter als Verstand und Gedanken — bis in die Ewigkeit hinein. Das sollte in uns voranstehen. Von dort entspringen Wärme und Mut, alles, was uns über den kurzsichtigen Verstand und das kalte Mißtrauen hinaus handeln läßt. Wir sind innerlich verkehrt — das Große nach innen, und die Erbärmlichkeit nach außen."

Wieder bekam er einen Hustenanfall — und diesmal schien es ein Ringen von Leben und Tod in seiner Brust. Adelheid vergrub zuerst ihr Gesicht in den Händen, dann verschränkte sie die Arme vor Augen und Ohren, um nichts zu hören und zu sehen.

Danach wische sie ihn mit dem Tuch ab und stand über das strenge Antlitz mit den todmüde geschlossenen Augen und dem eingekniffenen Mund gebeugt. Sein Atem ging so kurz, als müsse er beim nächsten Zuge ganz aufhören.

Und jetzt fielen Verstand und Vorsicht von der sonst so steifen Adelheid Barre ab. Jetzt brach sie unter stärkeren Mächten zusammen. Ihre Hände tasteten nach Vater Dags Schläfen, sie sank über ihn, und ihr Mund berührte seine Stirn.

Danach saß sie mit fliegendem Atem da und wachte mit angstvollem Blick über seinen Zügen. War er wach gewesen, als sie sich vergaß? War er jetzt wach? Würde er wieder wach werden?

Der Abend wurde zur Nacht, und die Stunden gingen hin — Adelheids Blick wachte über dem Bett, zuweilen stand sie auf, um ihm die Kissen zu ordnen, und setzte sich wieder; und das Plätschern des Baches im Garten und das ferne Sausen der Wälder verschmolz mit dem schnellen Atem im Dunkel des Bettes.

Adelheid hatte geschlafen. Sie schrak auf, weil sich etwas regte, und als sie die Augen aufmachte, lag Dags Rechte dicht neben ihr auf der Bettkante. Er saß weit vorgebeugt im Bett, sein Kopf fiel schwer vornüber, und er starrte wie versunken vor sich hin. Es zuckte um seinen Mund, und dann brachte er, stoßweise nach Luft ringend, heraus: „Wonach wir Menschen streben und trachten — das ist . . . Freude in unserem Leben . . . und Frieden . . . zur Ewigkeit . . . Und dorthin führt nur ein einziger W[illegible] der Weg nach innen — ins Herz. Ich sehe es jetzt, wenn [illegible]uf mein ganzes Leben zurückblicke — und Er sagt es [illegible] Er, der das Recht dazu hat, Er, der bei uns ist, wenn alles in uns erlischt. Der Weg zum Sinn des Lebens führt über Verstand und Denken hin zu — seinem einfachen Gebot . . . Es ist kein anderer Weg als . . . Christus . . ." Vater Dag wuchs hoch auf und sank zurück — vom Licht ins Dunkel des Bettes.

Adelheid lauschte erhobenen Hauptes, die Hände auf den Knien zusammengepreßt, denn das allerletzte Wort schien ihr nicht mit dem Ton verklungen zu sein — es lag noch in der Luft, stand noch da, wo Vater Dags Stimme es hingestellt hatte.

Sie hatte den Namen unendlich oft aussprechen hören, müde und tonlos — in der Kirche und in Großmutters Hause, ein Alltagswort ohne Feiertagsklang.

Jetzt besann sie sich darauf, daß bei all ihren abendlichen Gesprächen mit Vater Dag über Gottes Wort niemals dieser Name genannt worden war, und es hatte sie fast unmöglich gedünkt, daß er ihn jemals laut aussprechen könnte. Und jetzt, jetzt blieb er übrig, nachdem die männlich starke Stimme verklungen war — laut und heilig, über ihr, irgendwo . . .

Adelheid wußte nicht, wie lange sie gesessen haben mochte. Das Plätschern des Baches, das Sausen des Windes über den Wäldern war so deutlich geworden. Sonst war alles still. Sie erhob sich, trat ans Bett, um die Decken aufzunehmen und ihn zuzudecken, aber ihre Hände griffen erstarrend in die Luft.

Der alte Dag Björndal hatte sein letztes Wort gesprochen . . .

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mauer um uns baue!

Von Ernst Wiechert.

Am 18. Mai beging Ernst Wiechert seinen fünfzigsten Geburtstag. Die Schriftleitung der „Frankf. Ztg." hatte den Dichter gebeten, zu diesem Anlaß selbst das Wort zu nehmen. Er entsprach dieser Bitte mit den folgenden Ausführungen. Sie stellen einen Dank an seine Leser dar und enthalten zugleich die beste Würdigung, die über Werk und Person des Dichters gegeben werden kann. Da es auch hierzulande viele Freunde der Wiechertschen Romane und Novellen gibt, möchten wir auch unsere Leser mit diesem Dank des Dichters bekannt machen, der zugleich ein Bekenntnis ist.

Die Schriftleitung.

In diesen Tagen kam ein kleines Buch vom Luganer See zu mir. Es heißt „Stunden im Garten", und dort fand ich die folgenden Verse:

„Ferne Jugend! Auch du wehst aus den Freuden des Gartens
In die herbstlichen Jahre mir sehnlich herüber und rührest
Oft so mahnend und herb und süß ans alternde Herz mir."

Ich sprach sie noch einmal leise vor mich hin, und dann ließ ich das Buch sinken. Es war nicht nur die schwermütige und makellose Schönheit dieser Verse, die mich so bewegte. Es war, als klopften sie an die innerste Tür meines Herzens und das „Mahnende" in ihnen ginge nicht nur den Dichter an, der sie geschrieben hatte, sondern vielmehr mich. Der Dichter war Hermann Hesse, und das kleine Buch war ein Dank für einen Brief, den ich ihm geschrieben hatte, um ihn darüber zu trösten, daß so wenige von uns ihm anscheinend die Treue gehalten hätten, die wir doch ihm als einem der reinsten und gütigsten Führer in unseren Jugendschmerzen schuldeten.

Und aus diesen Versen, die gleich einer Hölderlinschen Klage in mich fielen, rührte es mir nun mahnend ans Herz, daß ich diese Pflicht des Dankes so lange aufgeschoben hatte, Jahr für Jahr, ja Jahrzehnt für Jahrzehnt, bis aus jenem gütigen Tröster unserer Jugend nun ein einsamer und vielleicht vergrämter Mann geworden war, des Trostes nun selbst bedürftig, den er so reich gespendet hatte. Und ich bedachte, vom Einzelnen weiterschreitend, wie Unterlassung und Versäumnis so oft das Leben der Menschen betrüben, indem das höfliche und schüchterne Schweigen dem ungeschickten Wort vorgezogen wird, so daß mancher in Einsamkeit und ungeliebt zu leben wähnt, um den doch so viel Zuneigung, Liebe und Verehrung schweigend und schützend stehen.

Nicht so nun, daß ich selbst etwa mich für einsam und ungeliebt halten wollte, obwohl ich viele und bittere Jahre lang das Recht dazu gehabt und aus ihm nicht nur Schmerzen, sondern auch eine immer wachsende Kraft gewonnen hatte. Aber es ging mir mit diesen Versen so, daß ihre Mahnung, nachdem sie mich getroffen, sich nun plötzlich umkehrte. Daß ich an meiner Stelle all die vielen sah, die mir Zuneigung, Liebe und Verehrung nicht nur schenkten, sondern auch deutlich bezeigten, und daß ich mich fragte, ob ich denn nicht bisher versäumt hatte, diesen Dank zu erwidern, und sei es auch in einer geringeren Form, als mit Versen von solcher Schönheit, wie der einsame Mann sie mir geschenkt hatte.

So ist es gekommen, daß eine abgetragene Schuld mich an das noch nicht Abgetragene erinnert hat, wie es ja wohl eine Folge nachdenklichen Lebens ist, daß das Einzelne sich immer mit dem Allgemeinen verknüpft und daß das „Erledigte" niemals der Schluß, sondern immer nur der Anfang einer Kette ist.

Ich erinnerte mich auch, daß ich in einer Rede, die in viele Hände gekommen ist, nicht ohne eine leise Ironie von dem geplagten Postboten gesprochen hatte, der so viele Briefe und Manuskripte zu mir tragen müsse, und es fiel mir nun schwer aufs Herz, daß ich hier etwas versäumt hatte und daß in den letzten Monaten die Schuld dieser Versäumnis größer geworden war, als in allen anderen Jahren zusammengenommen.

Ich erinnerte mich, daß es kein Verhältnis auf dieser Erde gibt, in dem der eine Teil nur zu empfangen und der andere nur zu geben hätte. Daß also auch das Verhältnis zwischen dem Dichter und dem Leser nicht so sein dürfe, und daß es für mich nun Zeit sei, ihm einmal zu sagen, was an ihm mich bewege und rühre, nachdem er mir tausendfach gesagt hatte, was an mir ihn mit denselben Gefühlen erfülle.

In dem schönsten Buch, das das vergangene Jahr uns geschenkt hat, in den „Geheimnissen des reifen Lebens" von Carossa, steht der Vers: „Ach, unser Stern ist voll Gefahr". Und es mag wohl keine zufällige Verknüpfung sein, wenn ich mich dabei meiner Schulstube aus der Kinderzeit in den Wäldern erinnere, einer derjenigen, in denen eines der Gedichte vor meine Seele trat, die für viele Jahre unseres Lebens — so unbeholfen und unbedeutend sie auch sein mögen — doch eine stille und untrügliche Leitung darstellen, ein Gesetz, nach dem wir die ungeschickten Schritte zögernd richten, eine Tröstung und Gewißheit, die halb wie Ahnung und halb wie Aberglaube in unsere frühe Lebensnot fällt.

In diesem Gedicht wird erzählt, wie in den Nöten eines schweren Krieges, wahrscheinlich des Dreißigjährigen eine alte Frau in ihrer Hütte betet: „Eine Mauer um uns baue . . .", und wie am nächsten Morgen diese Hütte von Schneemauern so bedeckt und zugeweht ist, daß Kaiserliche oder Schweden oder Mansfelder nichtachtend an ihr vorüberreiten. Und ich erinnere mich noch sehr wohl des getrösteten und gläubigen Blickes, mit dem ich vor den Fenstern unserer Oberstube den Schnee in weißen Wolken treiben sah, wie er die Sträucher des Gartens zudeckte, die Fichtenstämme, das Feld und die Wälder, und wie ich ohne jeden Zweifel gewiß war, daß Gott auch zu meiner Zeit Mauern um unser Haus bauen würde, wenn es Menschen oder Wölfen einfallen sollte, in unseren frommen Frieden blutig einzubrechen.

Wie aber kommt es nun, daß dieser Vers mir seither nicht aus dem Sinn gehen will? Ich weiß, daß ich meinen Krieg überstanden habe; daß weder Schweden noch Kaiserliche in den Wäldern vor meinem Hause warten; und ich weiß auch, daß ich kein Kind mehr bin, das in Gottes Hand sich verbergen könnte.

Und doch gibt es Abende, an denen ein zerrissener Himmel über einer fahlen und drohenden Erde hängt. An dem die Krähen heimatlos schreien und der Wind wie über ein Niemandsland geht. Dann kann ich am Gartenzaun stehen, lange Zeit, nicht wie ein verlorener Mensch, aber gleich einem, der „durch einen Spiegel in einem dunklen Wort" sieht, und dann sage ich leise: „Eine Mauer um uns baue . . ."

Und es gibt Abende vor dem Kamin, wenn die Flammen verlöschen, da ich mein ganzes Leben vor mir ausgebreitet sehe. Ein tapfer durchgekämpftes Leben, aber an seinen Rändern liegt so viel, was ich nicht gern ansehen will, und das dürfen wir ja wohl alle eingestehen, daß uns der Schild in unserer linken Hand manchmal schwer werden will und daß nicht alle von uns eines billigen Trostes sich erfreuen wollen. Und wieder sage ich leise: „Eine Mauer um uns baue . . ."

Sage ich aber dieses, so sehe ich nicht die Schneewälle der Kinderzeit und nicht Gottes Hand senkt sich herunter — was ist der Einzelne für seine Hand? —, sondern ich sehe alle diejenigen, für die ich diese Worte schreibe. Tausende und Tausende stehen sie um mein Haus und um mein Leben, eine dunkle, gläubige, unerschütterliche Mauer. Sie verlangen nichts, sie bitten nichts. Sie sind nur da, damit ich wisse, sie seien da. Damit um mein Haus nicht die Fremde sei, die Einsamkeit oder die bittere Verlassenheit. Solche, die noch fast Kinder sind, und solche, deren weiße

Paar in der Dämmerung leuchtet. Und alle sehen sie aus, als ob ein Licht aus meinem Hause schimmere. Keine Sonne, keine Flamme, sondern nur der stille Lampenschein, von dem Raabe gesagt hat, daß er uns immer noch tröstend bleibe, auch wenn alles Licht in der Welt versunken sein sollte.

Dann weiß ist mit einemmal, wie tief ich meinen Lesern verschuldet bin, den bekannten und den unbekannten. Dafür, daß ich still an meinem Feuer sitzen kann, obwohl ich so gut weiß, daß unser Stern voll Gefahr ist. Und dafür, daß ich weiter in der Demut bleibe, während es doch so leicht wäre, mich einer billigen Hoffart hinzugeben. Und auch dafür, daß mit jedem Buch die Verantwortung wächst, die ich trage: denn es könnten aus der dunklen Mauer sich ein paar abwenden und traurig fortgehen, weil sie ein Licht erwartet hatten, und nun war es nur ein Irrlicht gewesen.

Und deshalb sage ich dies alles einmal. Da sind einige, die ich mit meinen Briefen erreiche, aber es sind so wenige. Die vielen aber schreiben mir nicht, weil sie sich scheuen. Und mein Herz ist so erfüllt mit Dank, daß ich möchte, alle wüßten es: daß ich nicht auf einem eingebildeten Throne sitze und mir huldigen lasse, sondern daß ich nur wie ein Mensch bin, dem ein Licht anvertraut wurde und der es im Winde zu tragen hat. Und daß es nicht erlischt, das macht nicht nur mein Glaube und meine Kraft, sondern daß Tausende die Hände schützend um meinen Weg halten.

Und als ein kalter Wind über dieses Licht zu gehen begann, da wurde die Mauer immer fester, und dieses hat mein Herz so bewegt, daß ich es sagen mußte. Denn die Treue soll gerühmt werden, die der Mensch dem Menschen hält. Was an ihr Wahrheit oder Irrtum gewesen ist, oder vielmehr an ihrem Gegenstand, mögen spätere Zeiten entscheiden. Aber die Treue wird nicht geringer dadurch, daß sie an etwas Unvollkommenes gewendet wird. Weil sie ihren Lohn und Adel in sich trägt, gleich der Liebe.

Es ist wahr, daß ich mitunter seufze. Über Gedichte, die den Briefen beigefügt sind; über Bücher, in die ich etwas einschreiben und die ich wieder verpacken soll; über den Wunsch, eine genaue Biographie zu einer Reifeprüfung mitzuteilen, oder die Disposition eines Aufsatzes zu beurteilen. Auch über denjenigen, der einen Briefwechsel mit mir wünscht, „um sich eine bessere Sprache anzueignen".

Aber sollte ich nicht auch diese einfügen in die große Reihe der Liebenden, die den Weg zu mir suchen? Auch als unbedachte und anspruchsvoll Liebende? Ist nicht in fast allem ein bißchen Sehnsucht nach einer besseren und stilleren Welt, unterschieden von ihrem Alltag? Und was sind sie, in der Zahl gemessen, gegen die vielen, die Leid tragen und für sich eine Hilfe erwarten? Gegen die Unglücklichen, die Verstoßenen, die Geächteten? Oder gar gegen diejenigen, die nichts wollen als nur sagen, daß sie einen Trost empfangen haben? Dunkel und ohne Hoffnung war ihnen das Leben, und plötzlich haben sie ein Licht gesehen. Und diese sind es, die mich am meisten beschämen. Denn wer von der Gebrechlichkeit des menschlichen Wesens weiß, hat auch erkannt, daß es ihm nicht zukommt, für einen Helfenden und Heilenden gehalten zu werden. Weil ja niemals er hilft, sondern weil es in ihm zum Helfen und Heilen ausersehen und begnadet sein kann.

Ich kann sie nicht alle nennen, und viele würden es auch nicht wollen, daß ich sie nenne, und von den meisten weiß ich ja nur, daß sie sind. Aber von den beiden Menschen aus dem Thüringer Wald muß ich doch sprechen, und sie sollen hier für alle stehen. Sie besaßen ein schönes und ganz altes Familienerbe, einen Kelch aus Rubinglas, der ein Abendmahlskelch gewesen war. Sie besaßen auch ein einziges Kind, und dieses Kind starb ihnen. Da nahmen sie den Kelch von seinem Ehrenplatz und schickten ihn mir und schrieben dazu, ich sei ihnen ein Trost gewesen in ihrer schwersten Zeit, und nach dem Tode ihres Kindes wüßten sie nun keine Hand, in die der Kelch mehr gehöre, als die meinige.

Muß ich es sagen, wie diese Gabe mich beugte und erhob? War sie nicht wie ein lebendiges Leben, das in meine Hände gelegt wurde? Und wurden diese Hände nicht verpflichtet und beschworen dadurch? Könnten sie jemals Unreines tun oder schreiben danach?

Man wird nun verstehen, daß dieser Kelch mir ein Sinnbild geworden ist. In seinen roten Wänden, über die das Gold der Ornamente feierlich und zierlich spielt, ist nun aller Dank beschlossen, den man an mich gewendet hat, und aller Dank, den ich schulde. Wenn der Schein des Kaminfeuers über die Wände geht, dann scheint alles Licht in dem sanften Rot sich mahnend zu sammeln. Ja, es ist, als ziehe der Frieden des ganzen Hauses an jener Stelle sich zusammen, als schlössen in ihm alle Fäden sich leuchtend aneinander, die von diesem Hause in die weite Welt laufen, zu allen, mit denen ich verbunden bin, und als seien um ihn die Hände der Penaten feierlich und schweigend erhoben als um das Unzerstörbare menschlichen und häuslichen Seins.

Es ist zu allen Zeiten viel vom Wesen und Wert der Dichtung gesprochen worden, und zu allen Zeiten ist es anders gesprochen worden. Mitunter ist der Ruhm wie eine Sonne erschienen und die Sterblichen haben ihre Augen nur mit Schmerzen zu ihr erheben können. Mitunter aber ist er nichts gewesen als ein stilles Licht in der dunklen Nacht, das den Irrenden und Suchenden angezeigt hat, daß es noch Dach und Herd und Heimat für sie gab. Wir alle aber, meine Leser und ich, wir wollen uns gern zu dieser zweiten stillen und altmodischen Erkenntnis halten und sie bewahren, ob man uns auch darum schelten möge. So wie es uns unbenommen bleiben muß, ob wir unseren Trost des Sterbens aus der Bibel, der Edda oder aus einer östlichen Weisheit entnehmen, so muß es uns auch unbenommen bleiben, ob wir unseren Trost des Lebens aus diesem oder jenem Dichter schöpfen oder ob wir ihrer überhaupt nicht bedürfen.

Aber ich glaube, daß für jeden von uns die Zeit kommen wird, in der es ihm „in die herbstlichen Jahre" sehnlich herüberweht und mahnend und derb und süß das alternde Herz ihm rührt. Dann wird es gut sein, wenig versäumt und wenig vergessen zu haben und des Kinderglaubens gewiß zu sein, daß eine Mauer um uns gebaut sein wird, wenn immer wir ihrer bedürfen.

Mir aber ist früh geschenkt worden, daß ich dieses Glaubens gewiß sein darf. Und deshalb soll niemand sich um mich sorgen oder kränken. Denn selbst wenn ich in der Sorge und Kränkung tief versunken wäre, so würde doch die Mauer nicht aufhören, um mich zu sein und zu wachsen, und würde es auch keine Mauer der Macht oder der Gewalt sein, so würde es doch eine Mauer der Liebe sein.

Könnte aber jemand vergehen, an dem die Liebe teilgenommen hat?



Lustige Ecke

Wie bei der Autoreparatur.



Der Autoschlosser, der Landwirt wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.